

Nr. 254. Bromberg, den 5. November 1933

Ein Mann springt in die Spree!

Roman von Nikolaus Wesel.

(7. Fortsetzung.)

„Eine große Erbschaft sogar! Wissen Sie schon, wann Sie sie kriegen?" Herr Belzeff kniff seine Äuglein scherzhaft zusammen.

„Nein, natürlich nicht."

„Hoffen wir: bald! Es kann aber auch dauern. Es kann sogar monatelang dauern, ich kenne das, Verehrtester. Was wollen Sie bis dahin machen? He? Von der Luft leben? Oder Ihre Bilder verschleudern? So dumm werden Sie sein! Nein, Sie müssen in der Lage sein, zu warten und, wenn es notwendig ist, um Ihr Recht zu kämpfen . . ."

„Meine Ansprüche vertritt mein Anwalt, Herr Dr. Tieck", trumpfte Freese auf.

Herr Belzeff kam etwas aus dem Konzept. Der Junge war schlauer, als er gedacht. „So? Vertritt Sie schon? Das ist aber fix. Ein geschickter Junge das, Ihr Dr. Tieck! Ein Freund von Ihnen?"

„Nein. Ich habe ihn erst heute kennengelernt, durch Zufall."

„Sehr geschickter Junge! Also gut, er vertritt Sie. War sogleich zur Stelle. Er muß aber bezahlt werden, liebster Freund! Darum brauchen Sie jemanden, der Sie berät und der Sie uneigennützig finanziert."

Freese bemühte sich, klaren Kopf zu behalten. „Wenn ich recht verstehe, Herr Belzeff, so wollen Sie dieser uneigennützige Mann und weiße Rabe sein. Was sind Ihre Bedingungen, wenn ich einmal bescheiden fragen darf?"

Der kleine Mann sprang auf. Seine beredte Miene drückte Betrübnis aus. „Was reden Sie von Bedingungen? Bin ich Ihr Freund und Gönner, oder bin ich es nicht? Ich will Ihr Talent fördern. Hören Sie? Ich stelle keine Bedingungen. Wenn ich Ihnen helfe, so werden Sie als ehrlicher Mensch mir die geliehene Summe zurückgeben, sobald Sie können, und ich habe keine Angst: Sie werden können!"

Freese glaubte zu träumen! Wenn das kein Wunder war: ein Mensch, der einem Geld aufdrängte, heutzutage! „Aber Sie haben doch keinerlei Sicherheiten, Herr Belzeff?"

Herr Belzeff war fast gekränkt. „Ich bin kein Geldverleiher! Ihr Wort genügt mir, Meister! Wenn Sie unbedingt wollen: Ihre Unterschrift. Ich habe Vertrauen zu Ihnen, ich kenne die Menschen, ich weiß, mit wem ich es zu tun habe. Ich werde Ihnen vorerst zehntausend Mark zur Verfügung stellen. Bitte, hier sind sie!"

Herr Belzeff zog mit großartiger Geste eine Brieftasche hervor, die beleibt war wie er selbst. Er legte einige Bündel Banknoten auf den Tisch. „Ich meine: so viel nur für den Anfang! Wenn Sie Bedenken haben, können Sie mir ja noch immer ein Vorverkaufsrecht geben. Nicht auf alle Bilder, auf ein paar! Wir werden uns darüber schon einigen. Also worauf warten Sie noch?"

Freese rührte sich nicht. Mit etwas krampfhaftem Lächeln meinte er: „Ich warte nur, daß Sie Ihr Geld wieder einstecken. Das Ganze war doch nur ein Scherz?" Gleichzeitig aber durchzuckte ihn heiß der Gedanke: Wenn ich das Geld hätte, dann könnte ich die arme Frau Stuckering in ein hübsches Einzelzimmer im Krankenhaus legen lassen — und auch der Komteß Christa, diesem weltfremden Menschenskind, könnte ich helfen —!

Nun wurde Belzeff ernsthaft unwillig, es entrüstete ihn, daß man jemandem Geld hinlegte und er steckte es nicht ein. Sein Einglas zwischen Zeigefinger und Daumen haltend, drohte er damit, als ob er dadurch seinen Worten stärkere Überzeugungskraft hätte verleihen wollen. „Wer scherzt? Ich werde fortgehen und das Geld hier liegen lassen, zum Beweis, daß ich es ernst meine. Glauben Sie, ich bin hier heraufgeklettert und habe zwei Stunden draußen gestanden, um Spaß zu treiben, Verehrter? Hier bitte: hier ist die Empfangsbestätigung! Sie unterschreiben und damit basta! Wollen Sie oder wollen Sie nicht?"

„Es scheint, daß Sie darauf bestehen?" fragte Freese heiser, gefesselt von den teuflischen Banknotenbündeln.

„Gott sei Dank, daß Sie endlich Vernunft annehmen. Da haben Sie die Füllfeder."

Freese kritzelte mit bleischwerer Hand etwas schwer Leserliches unter die Quittung.

„Mir soll es recht sein", sagte er atemlos und jäh ernüchtert. Resigniert und traurig. Es war so wie ein Märchen, wo man einen Pakt mit dem Teufel schloß und ihm seine Seele verschrieb. Nun, Herr Belzeff war kein Höllenfürst, aber sicherlich auch keine gütige Fee und er würde eines Tages schon auf seinem Schein bestehen, der zwar nicht mit Blut unterzeichnet, trotzdem jedoch eine richtige Quittung war über zehntausend Mark, zehntausend Mark, die dem Maler Stuckering zugedacht waren und nun in die Hände Freeses gingen.

Es gab jetzt eigentlich kein Zurück mehr; Arnold Freese hatte endgültig aufgehört, er selbst zu sein, er war — ganz wie im Märchen — seine Seele los geworden.

Belzeff aber, der Mann der feinen Witterung, merkte von solchen Überlegungen seines Partners nichts, jetzt war er erst recht aufgezogen und schwätzte darauf los.

Plötzlich klingelte es heftig, und jetzt noch einmal. Freese war ein wenig blaß geworden. Er riß sich zusammen und ging nachsehen. Dann kehrte er ärgerlich zurück. „Ein Pressephotograph. Ich habe ihn abgewimmelt."

Darüber geriet Belzeff aus dem Häuschen. „Abgewimmelt? Einen Pressephotographen abgewimmelt?! Wissen Sie, was Sie verscherzt haben? Morgen hätte Ihr Bild in den größten Zeitungen sein können! Wenn man ein berühmter Mann werden will, von dem alle Welt spricht —"

„Wer sagt Ihnen denn, daß ich will?" schrie ihn Freese fast an. Ihn entsetzte die Vorstellung, daß sein Bild in die Zeitungen kommen könne. Rasch faßte er sich. „Glauben Sie denn, mir paßt das, wenn mich jeder Mensch auf der

Straße erkennt? Und jeder Zehnte womöglich anpumpt, auf die verwünschte Erbschaft hin? Meine Ruhe will ich haben! Aufsehen machen, das liegt mir nicht!“

Bestürzt sah der kleine dicke Mäzen ein, daß da nichts zu machen war. Komische Leute, diese Künstler! Als ob es was Herrlicheres gäbe, als dem eigenen Bild in allen Zeitungen zu begegnen! Na, ja, nichts zu machen. Sollte er seinen Willen haben, vorläufig. Und um den neuentdeckten Meister zu besänftigen, lud er ihn mit einem Wortschwall, der jeden Widerspruch erstickte, ein, ihn zu begleiten, um zu „feiern“.

In Gottes Namen, dagegen war nichts zu machen. „Gehen wir feiern“, sagte Freese und atmete auf. Der Pressephotograph hatte ihn ein wenig erschreckt.

*

Erst zu später Nachtstunde kehrte Freese heim. Sein Begleiter hatte ihn durch viele Lokale geschleift und ihn fast mit Gewalt zum Trinken gezwungen. Sein Kopf schmerzte. Er fühlte sich zerschlagen und in erbärmlicher Stimmung. Auf dem Tische lagen noch immer die Banknotenbündel, er hatte vergessen, sie einzustecken. Noch niemals hatte er über einen so hohen Betrag verfügen können, wie ihn Belzeff hingestreut, dieser mit allen Wassern gewaschene Macher, der glaubte, einen guten Fang getan zu haben und doch nur ein armer Narr war, ein dummer Teufel, der um seinen Lohn geprellt wurde. Vielleicht auch nicht, vielleicht regnete es wirklich Millionen — was war noch unmöglich? Der erste Tag seines neuen Daseins hatte ihn gelehrt, daß es noch immer Wunder gab.

Dann fiel ihm wieder die fremde Frau ein, die er in letzter Stunde ins Leben zurückgerufen, und die kleine Komteß Christa — — Ach, es war doch gut, daß diese Scheine dalagen, sie konnten einen bestimmten Zweck erfüllen. Mochten sie dazu dienen, zu helfen. Freude zu schaffen für Menschen, die es verdienten. Er segnete im stillen den Spender Belzeff.

VIII.

Die nächsten Tage wurden zu einer Qual für Freese. Der Postbote brachte Berge von Briefen. Die Klingel ging von früh bis spät. Ein Besucher reichte dem andern die Klinke. Man überschüttete den Maler Stuckering, für den ein gütiges Geschick eine Riesenerbschaft bereit hielt, schriftlich und mündlich mit Angeboten, Vorschlägen und Bitten.

Leute erschienen, die ihn zum Abschluß von Versicherungen jeglicher Art gewinnen wollten; gegen Diebstahl, Einbruch und Feuer, auf Ableben und Erleben, gegen Überschwemmung und Aufruhr.

Ferner sollte er ein Auto kaufen — nein, er hätte zehn Autos kaufen müssen! Die Vertreter sämtlicher Marken liefen ihm die Türe ein. Man pries die Schönheiten und technischen Vorzüge aller Wagen, man wollte sie ihm vorführen, sie ihm probeweise zur Verfügung stellen, mit oder ohne Chauffeur. Er sollte nichts bezahlen, nicht einmal Raten, es wurde ihm unbeschränkter Kredit eingeräumt.

Grundstücksagenten stellten sich ein, die Villen, Herrensitze und Rittergüter auf Lager hatten: mit Parkanlagen, Äckern, Wäldern, Teichen, Jagd und Fischerei. Oder historische Schlösser voll historischer Möbel. Sie zeigten ihm Pläne und Photographien, sie schilderten in unermüdlicher Beredsamkeit die Reize der eigenen Scholle und auf den harten Stühlen, inmitten des ärmlichen Ateliers, entfalteten sie in ihren Worten den Prunk und Glanz fürstlicher Sitze.

Es gab wenig, was Freese nicht hätte kaufen sollen: Juwelen, Teppiche, Jachten, antike Waffen, Bildergalerien, Bibliotheken, Briefmarkensammlungen — er hätte einige der angebotenen Schlösser besitzen müssen, um all das unterzubringen.

Dann kam der Wettlauf geschäftlicher Vorschläge. Überall gab es märchenhafte Chancen, man brauchte nur zuzugreifen, um das Geld zu scheffeln. Sein Tisch war bedeckt mit Voranschlägen, Erläuterungen, Denkschriften, Bilanzen, Statistiken, mit großen Bogen, auf denen lange Zahlenreihen standen.

Er las sie nicht. Ebensowenig die Stöße der Bettelbriefe. Es war hoffnungslos, das bewältigen zu wollen.

Allein den Leuten, die persönlich kamen und ihre Anliegen vorbrachten, konnte Freese sich nicht so leicht entziehen. Sie belagerten ihn, sie verhinderten ihn daran, zu flüchten. Jeder wollte der Erste sein. An ihrem Redefluß brach sich fast seine Widerstandskraft, und wenn er mit Einwendungen kam, so hatten sie dafür nur ein überlegenes und skeptisches Lächeln übrig, sie ließen nichts gelten. Er wurde gezwungen, sehr deutlich, ja grob zu werden, um sich die Leute vom Hals zu schaffen.

Schließlich klagte Freese Belzeff seine Not. Dieser übersah alles mit einem Blick. „Sie ziehen in ein Hotel!“ entschied er. „Und Ihr Aufenthalt wird niemandem verraten. Inzwischen suchen wir für Sie — provisorisch — ein entsprechendes Heim. Am besten eine Villa. Alles weitere wird sich dann finden. Im übrigen verlassen Sie sich nur auf mich, ich werde Ordnung schaffen!“

Und Belzeff schaffte Ordnung. Er fegte mit einer Handbewegung den Briefberg fort. Bittsteller, Projektenschmiede, Erfinder und Leute, die Luxus anboten, warf er zur Türe hinaus. Mit den Industrieherren ließ er sich näher ein. Er hörte sie an, er überschrie sie, er wußte alles besser, er saß, aufgeplustert und mit gespreizten Ellenbogen, in den Verhandlungen, er machte Ausflüchte und Versprechungen, er warf mit hohen Zahlen um sich, und die anderen waren beglückt, jemanden gefunden zu haben, der ihre Sprache sprach und mit dem sie sich verständigen konnten.

Nirgends legte sich Belzeff fest. Er ließ Millionen am Horizont aufmarschieren und verlockte die Vertreter der Gegenseite zur Preisgabe ihrer Geheimnisse; er erpreßte Zugeständnisse, von denen er keinen Gebrauch machte und die von ihm auf Eis gelegt wurden; er zog alles an sich, ließ um seine Gunst buhlen und verteilte Gnadenbeweise. Zuletzt schob er stets die Entscheidung auf den großen Stuckering, der unsichtbar blieb und über den Wolken schwebte.

Unterdessen machte Freese, spät abends allein im Atelier, seine Sachen zur Übersiedlung fertig. Er hatte eingesehen, daß es keine andere Möglichkeit gab, er mußte von hier fort, die „Festung Stuckering“ war nicht länger zu halten. Er hatte sich das Nötigste an Kleidern und Wäsche angeschafft, seine Habseligkeiten hatte er ja bei dem Versuch, Stuckering zu retten, eingebüßt. Auf seinen ausdrücklichen Wunsch sollte ein Spediteur die vorhandene Einrichtung und die Bilder in die in Aussicht genommene Villa bringen, sobald diese gefunden war.

Belzeff hatte dafür nur ein Achselzucken übrig, er sah das als Marotte an. „Wozu brauchen Sie den alten Kram? Sie werden das Zeug nie mehr benutzen.“

„Alte Anhänglichkeit!“ versuchte Freese zu erklären.

„Meinetwegen! Jeder hat sein Steckenpferd. Die Bilder sind natürlich etwas anderes, aber diese Klamotten — denken Sie daran, daß Sie vielleicht eines Tages heiraten werden, wollen Sie dann Ihrer jungen Frau . . .“

Freese unterbrach ihn hastig: „Wieso heiraten . . . es ist doch eine Frau da!“

Belzeff zog die Augenbrauen hoch: „Wo denn? Davon haben Sie ja bisher kein Wort gesagt!“

„Sie ist krank und liegt in der Klinik“, schnitt Freese fast heftig weitere Fragen ab.

Belzeff schwieg. Es war jetzt nicht der geeignete Zeitpunkt zu sprechen, noch nicht — aber er hatte seine Pläne.

Freese wirtschaftete allein im Atelier herum, er hatte, was Belzeff ebenfalls nicht begriff, abgelehnt, sich von geschulten Packern des Spediteurs helfen zu lassen. Doch er besaß hinreichend Gründe dafür: er wollte keine Beobachter um sich. Es gab da noch einige versperrte Schubladen, deren Inhalt er durchsehen wollte; nicht aus müßiger Neugierde, sondern weil er dachte, daß Georg Stuckering ja doch irgendwo seine Familienpapiere aufgehoben haben mußte. Und ihrer würde man zweifellos bei weiterer Erledigung der Erbschaftsangelegenheiten bedürfen.

Frau Stuckering wußte sicher Bescheid, aber sie mußte man ja vorläufig noch ganz ausschalten.

An dem Bund, der sich in Stuckerings hinterlassenem Rock gefunden, hingen noch etliche Schlüssel, es war naheliegend, daß sie zu diesen Schubladen gehörten. Freese hatte sich nicht getäuscht.

(Fortsetzung folgt.)

Der Mann, der Gandhis Spinnrad baute.

Eine interessante Geschichte aus Stubbeköbing, erzählt von **Günther Stolp.**

Gandhi, Indiens berühmter Führer, benutzt ein merkwürdiges Symbol für die nationale Wiederaufrichtung seines indischen Volkes, nämlich ein Spinnrad! Wo der Mahatma auch weilt — sei es in seinem Heim, sei es auf dem Dampfer nach England, oder sei es auch im Gefängnis — sitzt er vor seinem Spinnrad. Er benutzt zwei. Das eine dient zum Hausgebrauch, das andere ist ein Reisespinnrad. Diese Spinnräder Gandhis entwickelten sich zum Symbol des indischen Volkes. Eine riesenhafte Heimindustrie wuchs im Laufe der Jahre aus der Erde, und die englischen Baumwollspinnereien spüren heute am besten, was das heißt.

Diese Dinge sind alle mehr oder weniger bekannt, die Zeitungen haben weit und breit darüber geschrieben. Neu ist aber, daß Gandhi sein erstes Spinnrad aus Europa bezog, und zwar aus dem unbedeutenden dänischen Städtchen Stubbeköbing, das den meisten deutschen, schwedischen oder englischen Touristen so gut wie völlig unbekannt ist. Kürzlich kehrte nach Odense, der Geburtsstadt des Märchendichters Andersen, ein junger Däne namens Patrick Hansen zurück, dessen Vater in Kalkutta Zollbeamter ist. Dieser junge Däne erzählte, wie die primitiven Spinnräder aus Stubbeköbing die Ehre erlebten, plötzlich zu Gandhi nach Indien befördert zu werden.

Patrick Hansens Vater stand, bevor er Zollbeamter in Kalkutta wurde, in Diensten des indischen Fürsten Prinz Birla, der Besitzer einer großen Reihe Baumwollspinnereien war. Durch diesen Potentaten lernte der Däne den später weltberühmt gewordenen Volksführer Gandhi kennen, der damals häufig die Baumwollspinnereien besuchte, um die Arbeitsverhältnisse in der Industrie zu studieren. Während eines solchen Besuches erzählte Hansen Gandhi, wie die ärmere Bevölkerung in seiner dänischen Heimat einfache Spinnräder benutzte, um sich damit ihre Woll- und Baumwollgegenstände selbst herzustellen. „Rokke" nennt man in Dänemark diese Volks-Spindel.

Gandhi, von der Erklärung gefesselt, lauschte aufmerksam; einige Tage später kam er wieder und fragte, ob Kapitän Hansen ihm nicht so eine dänische „Rokke" besorgen könne. Das war nun nicht so einfach, denn derartige Volks-Spinnräder sind kein Ausfuhrartikel, und Hansen schrieb daher an seinen Schwager in Kopenhagen, ob der nicht einen Rat wüßte. Der Schwager war Verkaufsleiter in einem großen Hause und kannte zufällig einen Holzdreher in Stubbeköbing, der als Fachmann auf diesem Sondergebiete galt.

Dieser Dreher ist der heute noch lebende Meister Olsen, der nicht ahnte, daß er, ohne es zu wissen, noch einmal Mitarbeiter an Gandhis Werk werden sollte — wenn auch nur durch Herstellung jenes Spinnrades, das später Weltberühmtheit gewann. Olsen baute auf Wunsch ein halbes Dutzend dieser Spinnräder, dann wurden sie verpackt und zu Schiff an Kapitän Hansen beim Hof des Fürsten Birla in Indien geschickt. Es dauerte Monate, ehe die Sachen anlangten. Aber als Gandhi dann eines Tages zu Besuch kam, erhielt er zu seiner Freude die Spindeln überreicht. Der dänische Kapitän zeigte ihm, wie der Apparat bedient werden mußte, und Gandhi, ein eifriger Schüler, lernte es nach wenigen Stunden.

Seitdem stand das Rad des indischen Führers nicht mehr still. Die Spindel, die man heute auf den Abbildungen sieht, ist immer noch die von Meister Olsen aus Stubbeköbing, und er selbst weiß gar nicht, wieso er heute plötzlich zu der Ehre kommt, in den indischen Zeitungen sowie in den Kopenhagener illustrierten Blättern und den lokalen Zeitungen seiner Umgebung abgebildet zu werden. Jahrzehntelang hat er still und beschaulich in seinem geliebten Stubbeköbing als Holzdreher gewirkt, und nun auf einmal kommen die Pressephotographen, knipsen ihn in allen möglichen Stellungen und behaupten, er sei eine Sehenswürdigkeit. Merkwürdige Welt! Aber Meister Olsen steht geduldig Rede und Antwort. Was will man denn machen, wenn einem diese geriebenen Reporter auf der Pelle sitzen?

Der Grenadier und das Kind.

Historische Skizze von **Friedrich Ritter-Oberkassel.**

Es war in der Nacht zum 1. November des Jahres 1760, als sich der Grenadier Konrad Maurenbrecher nach kurzem unruhigen Schlummer auf seiner Lagerstatt aufrichtete. Der Schuppen, in dem er mit einigen Kameraden im Quartier lag, war vom Schnarchen der Leute erfüllt. Maurenbrecher lauschte zur Straße hin. Nichts regte sich. Das Städtchen Schildau schlief und mit ihm die Abteilung des Reichsheeres, die hier beim Vorrücken einige Tage Rast gemacht hatte. Den Grenadier quälte etwas. Es ging in die Schlacht. Aber das war es nicht, was ihm den Schlummer verscheuchte. Wie schon oft hatte er sich wieder bei einem Verstoß gegen die Manneszucht ertappt, zwar nur in Gedanken, jedoch diese Gedanken durfte er nicht laut werden lassen.

Wer war denn der Feind? Man müsse die Preußen zur Vernunft bringen, hieß es, sie würden zu übermütig, besonders ihr König Friedrich solle ordentlich eins auf die Finger bekommen. Natürlich, die gemeinen Leute, grübelte Maurenbrecher, verstünden ja nicht viel von der hohen Politik, und die Landesherren würden schon am besten wissen, was den Völkern fromme. Immerhin, wie er die Dinge auch betrachtete, es blieb ein Rest, womit sein Gefühl nicht fertig zu werden vermochte.

Schmetternde Trompetenrufe, die durch die stillen Straßen schallten, rissen den Grenadier aus seinem Sinnen. Alarm! Schlaftrunken taumelten die Soldaten von ihren Lagern empor, fluchten, tasteten nach ihren Stiefeln und Musketen. Die Ruhe der Nacht war mit einem Schlage der heftigsten Bewegung gewichen. Ordonnanzen sprengten durch den Ort, Korporäle rannten mit Laternen schimpfend durch die Quartiere, um die Mannschaften zu größter Eile anzutreiben, Pferde wurden geschirrt und Wagen in aller Hast beladen.

Was war los? Standen die Preußen schon vor den Toren? Nein, noch nicht — aber sie rückten auf Schildau an, wie Eilboten gemeldet hatten, und die Truppen des Reichsheeres sollten so schnell wie möglich Anschluß an die Hauptmacht Dauns bei Torgau suchen. Rasch sammelten sich die Kolonnen. Von allen Seiten stürzten die Soldaten aus ihren Unterkünften herbei, um in Reih und Glied anzutreten. Über den jähen Aufbruch erschreckt, lugten die Bewohner des Städtchens aus den Fenstern und sahen im Geist bereits die Kanonenkugeln in ihre Häuser schlagen.

In kurzer Zeit befanden sich Mann und Roß und Wagen marschbereit auf ihrem Platze. Nur um eins der Fuhrwerke zeigte man sich noch lebhaft bemüht. Hier war eine Wöchnerin untergebracht worden, die Frau eines sächsischen Artillerieleutnants, der sie nicht zurücklassen wollte. Mitleidig betrachteten umherstehende Bürgerfrauen das wachsfarbene Weib mit dem Neugeborenen an der Brust, strichen sorglich die Decke glatt und schoben den beiden das Stroh zurecht. Das blasse, unruhige Licht einer Fackel machte das Bild noch trübseliger.

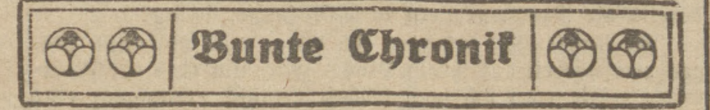
Der Befehl ertönte, die Spitze setzte sich in Marsch, und raschen Fußes folgte die Heerschar in die Nacht hinaus. Wie ein schwarzer Riesenwurm bewegte sich der Zug die Landstraße entlang. Man vernahm nur den dumpfen Gleichtakt der Tritte, das eintönige Getrappel der Pferdehufe und das Rollen und Knarren der Wagen. Dann und wann pflanzte sich ein halblaut gesprochenes „Anschließen — anschließen!" durch die Reihen fort. Kalt wehte es über die Felder. Die Soldaten fröstelten. Allmählich versanken sie beim Gehen in eine Art Halbschlaf, die unterbrochene Nachtruhe, soweit es eben möglich war, fortsetzend. Allein der Marschrhythmus des Ganzen hielt die Leute wie eine lebendige Kraft aufrecht und zog sie vorwärts. Konrad Maurenbrecher blieb wachen Geistes. Er schritt als Flügelmann in der ersten Reihe einer Abteilung, die vorausfahrenden Gespannen in größerem Abstand folgte. Von neuem drängten die Gedanken heran, die ihn vorhin beschäftigt hatten.

Diese Preußen mußten doch verteufelte Kerle sein. Schon wieder waren sie plötzlich da, um ihrem Gegner die Stirn zu bieten. Keine Übermacht schreckte, keine Niederlage entmutigte sie. Und welch ein König führte sie an! Gegen Franzosen, Russen und Panduren wehrten sie sich. Und gegen wen noch . . .?

Der Grenadier blickte die Reihen seiner Kameraden entlang, die schon in kurzer Entfernung immer schattenhafter wurden. Für wen kämpfte er, kämpfte das Reichsheer denn? Er stammte aus dem Badischen, und in seiner Heimat ging noch die Kunde von den Greueltaten und Verwüstungen der Franzosen bei ihren früheren Einbrüchen in das Land. Wieder standen sie auf deutschem Boden, und deutsche Männer mußten ihnen obendrein noch Hilfe leisten. Nein, das verstand der Kuckuck. Er, Konrad Maurenbrecher aus Menzingen, verstand das nicht. Eine wachsende Bitterkeit erfüllte ihn. Er hatte Verwandte in Pommern und in Hannover. Ob sich das nie ändern würde, daß sich deutsche Blutsbrüder befehdeten und von den Welschen mißbrauchen ließen? Nun, der Preußenkönig duckte sich nicht vor ihnen! Es müßten noch mehr solcher Männer kommen, dieser Heldengeist müßte weiterleben und sich über die ganze Nation verbreiten. Eine heiße Sehnsucht flammte in dem Grenadier auf, an seinem kleinen Teil dazu beitragen zu können.

Wie er so dahinschritt, entdeckte er ein Bündel, das, von den schlaftrunkenen Leuten unbeachtet, am Wege lag. Etwas Lebendiges mußte darin stecken, denn leises Wimmern klang daraus hervor. Maurenbrecher griff danach und hielt zu seiner Verwunderung ein kleines Kind in den Händen. Es konnte nur wenige Tage alt sein. Da er im Augenblick nicht zu ermitteln vermochte, woher es gekommen war, behielt er es bei sich. Behutsam trug der Grenadier das zarte Lebewesen die ganze Nacht auf seinen Armen. Er dachte daran, daß es ohne ihn wahrscheinlich von den Rädern der Geschütze oder der Fuhrwerke zermalmt worden wäre, und drückte es, von geheimnisvoller Zuneigung erfaßt, warm an sich.

Wie sich am nächsten Morgen herausstellte, gehörte das Kind der auf einem der Wagen untergebrachten Wöchnerin. Sie hatte unterwegs das Bewußtsein verloren, und ihr Sprößling war, von niemand bemerkt, auf den Weg herabgeglitten. Tiefbewegt bettete der Finder das Kind wieder an der Brust der fassungslosen Mutter. Er wußte nicht, wen er gerettet hatte: Es war **Neithardt von Gneisenau**, der spätere Feldmarschall und geistige Führer der Befreiungskriege.



Die Königin und der Ochse.

Die Königin von England hatte kürzlich ein aufregendes Erlebnis, als sie in einer großen Londoner Kunsthandlung höchst persönlich einige Einkäufe machte. Sie betrachtete gerade eine wunderbare, antike Vase, als von draußen vielstimmige Schreie ertönten und der Geschäftsinhaber totenbleich an ihre Seite eilte. Ein Ochse, ein ausgewachsenes Prachtexemplar, war durch die offenstehende Ladentür hereinspaziert und sah sich die kostbaren Keramiken und Kunstgegenstände aus Porzellan aus bedrohlicher Nähe an. Sofort umringten die begleitenden Damen und Herren die Königin, um sie wenn nötig mit dem eigenen Leibe zu decken, aber die hohe Frau wehrte sie lächelnd ab und trat interessiert und furchtlos einen Schritt näher auf den seltsamen Kunstinteressenten zu. Doch der Ochse benahm sich außergewöhnlich anständig. Er zwängte sich vorsichtig an den Ausstellungstischen vorbei, ohne den geringsten Schaden anzurichten, und verließ endlich durch die in die Seitenstraße führende Tür den Laden. Der Inhaber atmete erleichtert auf und bat die Herrscherin tausendmal um Entschuldigung für diesen aufregenden Zwischenfall. Die Königin meinte gutgelaunt: „Das ist nett, daß ich selbst einmal erlebe, wie sich ein Rindvieh im Porzellanladen benimmt. Ich wollte so etwas immer schon einmal sehen!" Der Ochse, ein außergewöhnlich zahmes Tier, war — anscheinend durch den Lärm der Menschenmenge, die der Königin Ovationen darbrachte — erschreckt, einem in der Nähe wohnenden Viehhändler ausgerissen und konnte kurze Zeit später ohne Mühe wieder eingefangen werden.

Das Dorf am Abgrund.

Das kleine Dorf Pakefield in der Nähe der englischen Stadt Lowestoff liegt an der felsigen Küste auf einer weit vorgeschobenen Halbinsel. Sturm und Flut haben in den vergangenen Jahren immer mehr von dem Boden, auf dem das Dorf steht, abgebröckelt. In den letzten drei Jahrzehnten sind rund 90 Häuser ein Opfer der See geworden. Trotzdem hängen die Bewohner von Pakefield mit großer Liebe an ihrem Heimatboden, sie sind nicht zu bewegen, das Felsendorf zu verlassen, obwohl sie buchstäblich am Abgrund wohnen. Viele Einwohner, die früher einen großen Garten oder ausgedehnte Äcker besaßen, mußten zusehen, wie ein Stück nach dem anderen von den Wellen verschlungen wurde und ihr Grundstück immer mehr zusammenschmolz. Das Dorf umfaßt jetzt noch etwa 30 Häuser, von denen die meisten nur ein paar Schritte weit vom steil abfallenden Meeresufer entfernt sind. Augenblicklich toben an der Küste heftige Stürme, sodaß man weitere Katastrophen befürchtet. Jeden Tag müssen die Bewohner darauf gefaßt sein, daß sie ihre Häuser verlassen müssen. Von seiten der Regierung ist eine großzügige Hilfsmaßnahme angekündigt worden.



* **Rache.** „Warum haben Sie denn bei dem Einbruch das Bett demoliert."

„Aus Rache, Herr Richter. Wir waren ganz leise, und als wir ins Schlafzimmer kamen, war niemand zu Hause."

*

* **Die Neue.** Das neue Mädchen wird instruiert.

„Wenn Sie eine Tür öffnen, müssen Sie vorher anklopfen, Liese."

„Auch beim Wäscheschrank, gnädige Frau?"

*

* **Boshaft.** „Ich schaudere, wenn ich an meinen vierzigsten Geburtstag denke."

„Was ist denn damals passiert."

*

* **Erkenntnis.** „Hier in der Zeitung steht was über dich, Jenny."

„So, was denn?"

„Daß es zuviel Frauen auf der Welt gibt."

Der Beweis.



„Ich gann dr nur saachen, daß de Eerde ooch wärklich rund is, sonst täte mr sich doch nich echal de Stiwelabsätze schief loofen!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.